Haug-Schnabel, G. (2001) Erwachsen werden, ein Ritual. Erwachsen werden, eine Herausforderung an die Jungen und die Alten. S. 15-22. In: SOS-Kinderdorf, Sozialpädagogisches Institut Innsbruck (Hrsg.) No Future - No Problem? Jugendliche auf dem Weg zur Arbeitswelt. Tagungsdokumentation, 15.-16. Mai, Veranstaltungszentrum Hafen, Innsbruck

Gabriele Haug-Schnabel

Erwachsen werden, ein Ritual

Erwachsen werden, eine Herausforderung an die Jungen und die Alten

Was sind Rituale?

In der Biologie sind Rituale ursprünglich neutrale Verhaltensweisen, die im Laufe der Evolution einen Funktionswechsel durchgemacht haben und zu Signalhandlungen im Sozialverband wurden. Drohen, Grüßen, Beschwichtigen und Imponieren gehören zum Beispiel hierzu.

Rituale bedeuten außerhalb der Biologie etwas anderes. Nämlich in der menschlichen Kultur entstandene, dort erfundene und immer wieder variierte Symbolhandlungen, die während der Sozialisation gelernt werden.

Das Erwachsen werden ist eine Übergangsphase, zu der Rituale gehören.

Wozu dienen erlebte, erlernte Symbolhandlungen, also Rituale?

• *Sie heben lebensgeschichtliche Ereignisse heraus,* z. B. die Pubertät, die Heirat, die Geburt eines Kindes.

• *Sie stiften Gemeinsamkeit,* indem sie zum Beispiel Nähe und Distanz regulieren:
Bitte und Danke zu sagen ist ein Ritual, das uns sozial attraktiv macht.
Geben und Nehmen sind Geschenkrituale, die unser Beziehungsnetz absichern.
Auffällige Kleidung, ein bestimmter Geruch, eine bestimmte Art zu sprechen bilden ein Band um Gleichgesinnte und halten anders Aussehende, anders Riechende und anders Sprechende auf Abstand. Dass Jugendliche betont gleich aussehen wollen - trotz aller Individualitätsbestrebungen - und eben anders als Erwachsene, signalisiert gruppeninterne Dazugehörigkeit ebenso wie gruppenfremde Distanz.

• *Mit Ritualen bewältigt man Gefahrenmomente:*
- Beim Abschied wird nochmals das gemeinsame Band betont, an Vergangenes erinnert, Treffpunkte in der Zukunft geplant, geküsst, intensiv berührt, gewinkt ...

- Mit „heile, heile Gänschen, s' wird bald wieder gut" wird nach einer Verletzung beruhigt. Hier wird die bloße Handlung im Wiederholungsfall zur Erfahrung, dass ein solcher Schmerz oder Schreck überstehbar, bewältigbar und irgendwann vorbei ist. Das Ritual nimmt das Ende, schon bevor es erreicht ist, vorweg. Eine sehr beruhigende Erfahrung.
- In meiner Beratung für einnässende Kinder begegnen mir phantasiereichste Beschwörungsrituale zur Risikoreduktion eines nassen Bettes oder einer nassen Hose.

• *Einschlafrituale geben Sicherheit,* so sind Krokodile unterm Bett oder andere Nachtmonster nichts anderes als Platzhalter für Unbearbeitetes des Tages, also Tagesängste, die in eine für Kinder besser fassbare und dadurch auch besser besiegbare Form gebracht wurden.

• *Rituale sollen das Unberechenbare eindämmen,* indem sie regelmäßig Wiederkehrendes bieten, Invarianten, an denen man sich festhalten kann, weil man sie eben schon kennt.

• *Rituale werden zur Selbstverständlichkeit* und lassen Gefühle des Eingebundenseins und der Zugehörigkeit aufkommen.

Rituale sind für Peer-Gruppen ungeheuer wichtig. Sie sind Katalysatoren im Kontakt mit den Gleichaltrigen, der für Eigenwahrnehmung und Rückkopplungsprozesse in diesem Alter ausschlaggebend ist. Das Befinden Jugendlicher hängt stark von ihrem Verhältnis zu Gleichaltrigen sowie ihrer Anerkennung in der Gruppe ab. Einer neuen Studie zufolge heimsen sie von Gleichaltrigen neunmal so viel Anerkennung ein wie von Erwachsenen. Ein interessantes Ergebnis, denn selbst wenn Anerkennung, je nachdem, von wem sie kommt, unterschiedlich gewertet wird, kann nur die Anerkennung eingeheimst werden, die einem auch entgegengebracht wird!

Rituale ersetzen eine direkte Kommunikation und verhindern in emotionsirritierten Zeiten Missverständnisse. Die Symbolhandlungen sind ohne Worte überzeugend, zumindest ohne inhaltlich relevante Worte. Die für die Jugend typischen Nonsense-Witze

sind gemeinschaftsstiftend, sie werden nicht hinterfragt, wer sie akzeptiert, hat ihre Botschaft verstanden und gehört dazu.

• Sitzen zwei Kühe im Keller und sägen Heizöl. Sagt die eine: „Hilfe, ich hab' vergessen, morgen ist Weihnachten!" Sagt die andere: „Macht nix, wir gehen sowieso nicht hin!"

• Laufen zwei Frauen die Straße entlang, fällt die eine in einen geöffneten Kanalisationsschacht. Sagt die andere: „Macht nix, ich bin mit dem Fahrrad da!"

Zwischen diesen zwei Witzen liegen über 30 Jahre, da sie ein Ritual darstellen, hat sich an ihnen nichts Wesentliches verändert.

Kleidung, Begrüßung, Gangart, Musik, Essen, Feste von Jugendlichen werden im Moment vielfältig auf ihre Symbolfunktion untersucht. Immer wird Gemeinsamkeit zelebriert, gruppeninterne Nähe und gruppenfremde Distanz signalisiert.

Sensation seeking wird als Mutritual verstanden. Es ist die Bewältigungsunsicherheit, die als Herausforderung erlebt wird. Man möchte sich bewusst außerhalb der Grenzen, außerhalb der bekannten Kontrollen bewegen und Unerwartetes, Unvorhersehbares erleben. „Es ist eine Chance, Göttliches Einzug halten zu lassen, die Wahrnehmung zu erweitern. Die Extremerfahrung als Symbol eigener emotionaler Signalsetzung."

Aber halt: Unerwartetes, Unvorhersehbares erleben, aber dennoch gibt es ein Startritual, eine Beschwörungsformel, eine bestimmte Bewegung, die Unberechenbares eindämmen soll. Selbst im unkontrollierbaren Bereich will man Wirksamkeit und Eigenkontrolle spüren.Urheberschaft, Wirksamkeit und Eigenkontrolle erleben, das sind Erfahrungen höchster Priorität im Entwicklungsverlauf.

Erwachsen werden führt in eine Schwellensituation

Die Problematik heutiger Jugend ist schnell umschrieben: Die Zukunft wirkt unüberschaubar, vom Einzelnen als nicht steuerbar erlebt. Zu viele alternative Lebensmodelle für die Erwachsenenwelt werden als theoretisch machbar verkauft. Doch wählen kann nur, wer weiß, was er will. Und was ist denn eigentlich „normal"? Der „neue" Mann, die „neue" Frau werden zumindest am Anfang nicht als Bereicherung, sondern als massive Irritation auf der Suche nach der eigenen Geschlechtsidentität verstanden.

Positive Teamerfahrungen und individuell als wertvoll verbuchte Gemeinschaftserlebnisse fehlen, deshalb erscheint Jugendlichen die Idee, Zukunft und Sinnsuche gemeinsam in Angriff zu nehmen, als nicht vorstellbar, keineswegs realistisch. Ihr Lebensweg in die Pubertät und spätestens dann die Pubertätssituation haben ihnen immer wieder vor Augen geführt, wie wenig Chancen echter Einflussnahme sie hatten und haben. Wären sie zum Entscheiden erzogen, wären sie auch fähiger zu Handeln.

Heute geht man davon aus, dass die notwendige Bindungsaufsprengung in der Pubertät ebenso genetisch verankert sein muss wie die Fähigkeit, am Lebensanfang eine intensive Bindung einzugehen. Doch diese Bindungsaufsprengung, diese Ablösung bedeutet nicht den Verlust aller Beziehungen, sondern deren zukunftsfähige Umgestaltung, an der beide Seiten arbeiten müssen, die Eltern wie die Kinder.

Und durch uns erfahren Jugendliche noch, dass die Erwerbsarbeit, als Basis für Identität, brüchig wird, und sie spüren, dass wir bislang keinen überzeugenden Ersatz nachzuschieben haben.

Ein Vergleich mit traditionalen Gesellschaften würde zu weit führen. Doch möchte ich nicht auf einen Hinweis verzichten: Pubertäts- und Initiationsriten sind in ihrer ursprünglichen Funktion als Hilfestellung der Gesellschaft

beim Übergang von der Kindheit ins Erwachsenenalter zu verstehen. Die genaue Festlegung ihres Ablaufs lässt den Jugendlichen keinen Moment allein; die Übergangsphase ist sicher eine der betreuungsreichsten seines Lebens. Er ist von den Besten des Stammes umgeben und wird in die Stammesgeheimnisse eingeweiht.

Die Initiationsriten beweisen ihm seine soziale Einbettung, sie sind aber auch Zeichen seiner Unfreiheit, sich zu einer anderen Lebensform als zu der seiner Eltern, seines Stammes, zu entschließen. Sein Weg ist lückenlos geschützt, der Preis hierfür ist seine bedingungslose Vorgegebenheit.

Dies kann nicht der Weg unserer Jugendlichen sein, doch dürfen Erwachsene nicht auf jede Begleitung fahrlässig verzichten (Haug-Schnabel 1993).

Bei uns gibt es keine Pubertätsrituale mehr, nur noch Rudimente, denen es an symbolischer Bedeutung fehlt, und die vor allem keine Konsequenzen für den Alltag der Jugendlichen haben. Weder Konfirmation noch Jugendweihe öffnen eine Türe ins Erwachsenenleben.

Mit den selbstgemachten Ritualversuchen Jugendlicher sind wir nicht einverstanden, da sie uns entweder gefährlich oder in unheilvoller Nähe zur Delinquenz vorkommen. Sie dienen auch nicht - wie ursprünglich vorgesehen - der Eingliederung Jugendlicher in die Erwachsenenwelt und skizzieren auch nicht erste Ideen für eine gemeinsame Weitergestaltung eines Weges für junge und ältere Erwachsene. Sie werden als Abgrenzung und Provokation verstanden und sind auch so gedacht.

Der Kinder- und Jugendpsychiater Klosinski (1991) zeigt, dass es in unserer Gesellschaft dem Jugendlichen auf seinem Weg zu sich selbst insbesondere darum geht, sich vom für ihn jetzt anstehenden Lebensabschnitt vorerst abzusetzen. Haare, Kleidung, Körperausdruck, Sprache signalisieren eine deutliche Distanz gegenüber der Erwachsenenwelt.

Den Jugendlichen fehlt es auch an Übung, sich eigene Rituale zu schaffen. In den Kinderspielgruppen traditionaler Gesellschaften z. B. in Neuguinea oder Südamerika entstehen eigenständige Kulturelemente, die ohne Zutun der Erwachsenen von den älteren an die jüngeren Kinder weitergegeben werden. Bei dieser Kinderkultur handelt es sich um Kinderspiele, Reime und Verse, doch noch weit komplexere Aspekte des Sozialverhaltens werden von größeren Kindern an jüngere vermittelt. Wie man miteinander Kontakt aufnimmt, Konflikte löst, seinen Verhaltensspielraum, also seine Möglichkeiten und Grenzen erkundet und Beziehungen untereinander gestaltet, wird hier vorgelebt, gezeigt und kontrolliert. Will man passen und dazugehören, hält man sich daran. Die Sozialisation eines Kindes läuft somit zwar in Hör- und Blickkontaktnähe zu den Erwachsenen ab, wird jedoch im Wesentlichen in der altersgemischten Kindergruppe auf der Basis von Selbstentdeckung und gewähltem und deshalb akzeptiertem Vorbild vollzogen. Dieses Modell entspricht mit Sicherheit den erprobten und erfolgreichen Sozialisationserfahrungen der menschlichen Stammesgeschichte und traf zu, bis Landwirtschaft, Industrialisierung, Trennung von Arbeits- und Familienwelt die Lebens- und Arbeitsbedingungen einschneidend verändert haben. Einen echten Ersatz gibt es noch nicht. Bei uns versuchen geschulte Erwachsene, im Kindergarten oder ähnlichen Institutionen einen Ausgleich zu bieten. Die Simulation ist nicht perfekt:

a. die Einrichtung ist völlig getrennt vom Bereich der Kernfamilie, ein spontanes Aufsuchen der Eltern ist nicht möglich,

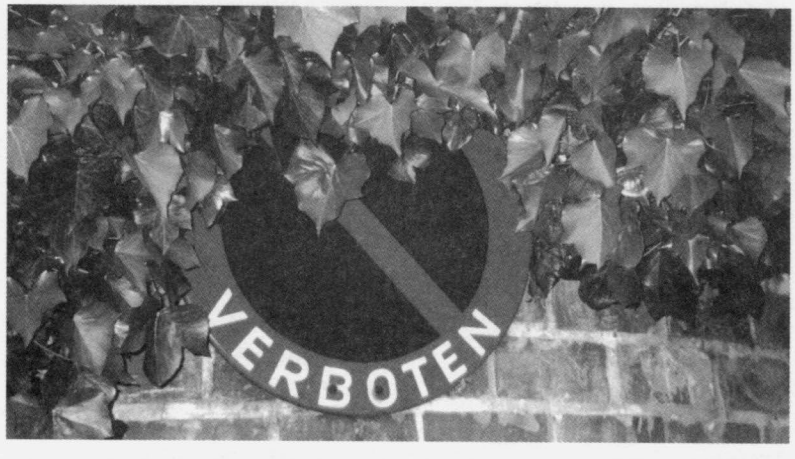
b. die freie räumliche und soziale Entfaltung fehlt, da Spielplatz und Spielpartner nur begrenzt zur Wahl stehen,

c. die Altersmischung ist meist noch zu gering, so dass Vorbild, Schutz und Erfahrungen älterer Kinder nicht verfügbar sind,

d. Erwachsene übernehmen großteils die Strukturierung der Gruppe und Organisation der Spielaktivitäten, was den kindlichen Handlungs- und Entscheidungsspielraum einschränkt und zu Abhängigkeit und Erlebnisarmut führt,

e. alle Angebote bleiben auf den Ort der Einrichtung beschränkt, es erfolgt keine echte Integration in die Primärumwelt des Kindes.

Die fehlende Erfahrung mit einer eigenen Kultur zeigt sich auch an den Besonderheiten der Jugendkultur, die für die zahlenmäßig meisten Jugendlichen typisch ist. Der Kinder- und Jugendpsychiater du Bois (2000) analysierte sie und erkannte in der bunten Vielfalt der Ausprägungsformen das übereinstimmende Konzept „die Teilnahme Erwachsener wird ausgeschlossen".



Dennoch spricht viel dafür, dass kein ernstzunehmender Protest zu finden ist, der ein Wegbereiter für eine bessere Welt sein könnte. Die heutige Jugendkultur wird eher als Ausdruck oberflächlicher Beeinflussung durch die Industrie eingeschätzt, kein Umsturz ist geplant, es geht nicht um Aufbruch und Erneuerung. Du Bois These, dass die Kluft zwischen den Generationen selten so gering war, müsste intensiver diskutiert werden, doch sind die konkreten Lebensziele Jugendlicher weitgehend identisch mit denen der Eltern: Beruf, Status, Geld verdienen, Konsum. Es geht also nicht um die Verachtung der Erwachsenenwelt, sondern eher um den Wunsch, sich möglichst schnell Eintritt zu verschaffen, weitgehend ohne Hilfe. Die Anpassungsbewältigungs-Strategien lassen zu wünschen

übrig, sie sind mehr oder weniger erfolgreich, geeignet und akzeptiert.

Nach du Bois soll das gemeinsame, befremdliche Aussehen dazu beitragen, der Gefahr der Entfremdung zu entgehen, der Sport- und Bewegungskult schafft eine neue Körperkultur, verstanden als Gegengewicht zur körperlosen, unstofflichen Welt der Medien. Nach Schulte-Markwort (1994) erlauben Gewaltbereitschaft und Gewaltausübung eine neue, emotionale Tiefe, um sich wieder zu spüren, aktiv und potent.

Zwei erschreckende Ergebnisse der Forschung über Jugendliche möchte ich herausgreifen, um danach erste Ansatzstellen für echte Handlungsmöglichkeiten Erwachsener bei einer gelungenen Begleitung von Kindern und dann von Jugendlichen in die Erwachsenenwelt aufzuzeigen. Wir wissen noch zu wenig über die Begleitung Jugendlicher, aber inzwischen genug, um aktiv werden zu müssen.

1. Ergebnis:

In Amerika findet ein gefährlicher Trend, eine sog. Medikalisierung der Jugend statt. Pubertät als Krankheit, als Epidemie verstanden.

„Wenn Sie das Wort Teenager oder Jugendlicher hören, was ist Ihr erster Eindruck, Ihr erstes Bild?" Schwierigkeiten mit Sex und/oder Drogen, Gesetzesbruch, Selbstmord, Delinquenz, geistige, emotionale oder Verhaltensprobleme. Mehr als 58% der befragten Medizinstudenten hatten diese negativen Bilder. Die amerikanische Adoleszenz ist ein culture-bound-syndrome (Hill & Fortenberry 1992).

Jugend als einen eigenständigen Entwicklungsabschnitt mit großen Chancen für die Jugendlichen selbst sowie für die Erwachsenenwelt, in die sie hineinwachsen und die sie mitgestalten, zu sehen, ist keineswegs selbstverständlich.

2. Ergebnis:

Die Adoleszenzforschungen der Universität Zürich haben gezeigt, dass Pubertätsprobleme ihren Anfang nicht in der Pubertät nehmen. Fend (1991, 92, 94) hat in seiner mehrjährigen, den Wandel vom Kind zum Jugendlichen longitudinal begleitenden Studie untersucht, wie sich das potentielle Risikoverhalten beim Übergang von der Kindheit in die Adoleszenz entwickelt. Für uns besonders interessant ist seine Erarbeitung der sog. Risikopfade der Frühentwickler. Das rasche Abstreifen der Kindheit ist Ausdruck eines riskanten Entwicklungspfades. Frühentwickler sind schon im 12. bzw. 13. Lebensjahr weit weniger am Leben ihrer Eltern orientiert, auf das sie auch noch nie Einfluss hatten, worin sie nie eine wichtige Familienrolle inne hatten. Besonders ausgeprägt ist ihre frühe Distanzierung von der Schule, ihre massiv negative Einstellung gegenüber Lehrpersonen und schließlich häufiges bis regelmäßiges Fehlen in der Schule und Zuhause. Ihre sozialen Beziehungen liegen in Cliquen außerhalb von Schule und Familie, mit vielen, verschiedenartigsten Kontakten zum Gegengeschlecht. Es gibt keine intensiven weltanschaulichen Auseinandersetzungsprozesse mit den Erwachsenen, sondern es dominieren Konfliktdebatten um Selbständigkeit und Lebensstil. Frühentwickler haben nach Fend in Schule und Elternhaus Ausgrenzung erlebt. Sie haben in der Kindheit wenig Akzeptanz und geringes Interesse der Eltern erfahren. Auch die schulischen Identifikationsmöglichkeiten und Erfolgsprofile lassen ihnen wenig Chance zur eigenen Identitätsbildung. So müssen sie durch beide Sozialisationsstationen, Elternhaus und Schule, negative Identitätszuschreibungen akzeptieren. In diesem Defiziterleben wird die Unterstützung durch die Altersgruppe besonders wichtig. Hier erfahren sie Zustimmung, wenn auch die äußere Bedeutungsdemonstration intensiver erlebt wird als die innere Erfüllung. Diese Gruppe ist ungeschützt den Gefährdungen oberflächlicher Konsumorientierung und den Folgen möglichst schneller, frustrationsfreier Bedürfniserfüllung ausgesetzt. Diese Konstellation kann der auslösende Faktor für gewalttätiges, destruktives und riskantes, z. B. abhängiges Verhalten sein. Es fehlt die innere Sinnorientierung, die es erlauben würde, auswählen und kritisch mit der sozialen Umgebung umgehen zu können.

Viele der Frühpubertierenden gehörten in die Gruppe aggressiver Risikokinder, die zu schnell und zu oft und mit zu heftigen Aggressionen agieren und reagieren.

Sie haben meist in frühen Jahren eine negative emotionale Grundeinstellung ihnen gegenüber erleben müssen, ihre Hauptbezugspersonen haben sie abgelehnt, sie haben zu viele Situationen erlebt, in denen ihre Bedürfnisäußerungen ignoriert oder aggressiv unterbunden wurden.

Ihre frühen, gewalttätigen Ausbrüche wurden von ihrer Umgebung nicht aufmerksam wahrgenommen und zu stoppen versucht, sondern inkonsequent beantwortet.

Sie mussten machtbetonte Erziehungsmethoden von ihren autoritären und in ihrem Verhalten nicht einschätzbaren Eltern erleben. Es handelt sich um Kinder, die Gewalt am eigenen Leib verspürt haben oder Zeugen von Gewalt in der Familie geworden sind.

Das Erleben der Kindheit bereitet das Erleben und Gestalten der Jugend vor, eine Tatsache, für

die Erwachsene höchste Verantwortung tragen.

Diese zwei Streiflichter bedenklicher Entwicklungen sollen genügen. Ich möchte mit drei spannenden Visionen schließen:

1. Vision:

Das Konzept gegenseitiger Anerkennung (Leu 1998)

Traditionen und Werte haben sich in den letzten Jahrzehnten so schnell verändert wie zuvor in Jahrhunderten nicht. Unsere Kinder haben eine wirklich nicht überschaubare Anzahl möglicher Lebensweisen als Identifikationsmuster vor Augen. In weiten Teilen eine sehr verunsichernde Situation.

Will ein Erwachsener heute einem ihm nahe stehenden Kind seine Vorstellungen und Werte mit auf den Weg geben, so kann er nicht hoffen, dass das Kind einfach die Werte der letzten Generation übernimmt, sondern er muss aktiv werden. Es bedarf guter Argumente und persönlicher Überzeugung, um seine Wertvorstellungen Jüngeren nahe zu bringen. Lippenbekenntnisse reichen nicht, der Erwachsene muss sich entsprechend verhalten und selbst von seinen Zielen überzeugt sein, um diese erfolgreich weitergeben und überzeugen zu können.

Sobald ein junger Mensch sich selbst anerkannt und ernstgenommen fühlt, interessiert er sich für diese Personen, die ihn auf diese Weise wert schätzen. Ihre Besonderheiten und Vorstellungen sind ihm wichtig, er beobachtet sie und versucht immer mehr darüber zu erfahren, immer mehr Situationen gemeinsam mit ihnen zu erleben und es ihnen gleich zu tun. Personen, die uns anerkennen, auch anzuerkennen, fällt uns leicht. Eine derartige Gemeinsamkeit, die gegenseitige Anerkennung, zu erleben, ist eine der besten Voraussetzungen für eine tragfähige Kind-Erwachsenen-Beziehung und für die gesicherte Weitergabe als wichtig und wertvoll eingeschätzter Vorstellungen. Zum Beispiel Spielregeln für das soziale Miteinander, Partnerschaft, Rücksicht, Fairness, Loyalität und Einfühlungsvermögen, Tugenden, deren lohnende Effekte sich uns erst langsam erschließen, lernen und verinnerlichen wir über den Kontakt mit Menschen, die diese beherrschen und die wir wertschätzen. Dieser Lernweg ist eindeutig nachgewiesen.

In den ersten Lebensjahren vollzieht sich Anerkennung in Form emotionaler Zuwendung. Die außergewöhnliche Erfahrung vorbehaltlos angenommen und geliebt zu werden, Zuwendung, Zärtlichkeit und Zuverlässigkeit zu spüren. Ein Kind, das sich einbezogen fühlt, kann auch andere leichter in seine Gedanken und Handlungen einbeziehen. Ein Kind, das Anerkennung fühlt, erlebt die Bindung an diese Menschen nicht als Abhängigkeit, sondern als eine tiefe Verbundenheit, die einen geschützten Schon- und Freiraum bietet, der Entwicklung in ihrer ganzen Vielfalt zulässt.

Die Anerkennung wächst mit dem Kind und mit der Beziehung zwischen ihm und seinen Bezugspersonen. Ist es zuerst allein das Glück, zusammen zu sein und sich zu erleben, das emotionale Anerkennung vermitteln lässt, so wird es bald das Reagieren und Handeln, das jetzt anerkannt wird. Das Kind wird nun zusätzlich geschätzt, weil man ihm immer mehr zutraut, bald sogar selbst entscheiden und handeln zu können. Diese nicht mehr ausschließlich über Gefühle, sondern jetzt auch über Denkprozesse zustande kommende Anerkennung kennzeichnet sog. Erziehungspartnerschaften zwischen Eltern und Kind, Bezugspersonen und Kind. Erwachsene, die ihre Kinder als altersgemäß kompetent wahrnehmen, entsprechend behandeln und wertschätzen, werden auch von ihren Kindern anerkannt, in jedem Alter.

Höchste Wertschätzung empfindet ein Kind, wenn es merkt, wie wertvoll seine Beiträge sind, dass es Anteil hat an der Verwirklichung familiärer Zielvorstellungen und Glücksempfindungen. Dass dies genauso für den Freundeskreis wie auch für die Klassengemeinschaft gilt, wird erst langsam durchschaut.

Hans Rudolf Leu geht davon aus, dass Erwachsene den Rahmen schaffen, in dem das Kind sich leistungsfähig und ernstgenommen erlebt sowie anerkannt fühlt. Dadurch, dass es mit anderen, die es wertschätzt, zusammen agiert, wird sein Tun in seinen eigenen Augen bedeutsam. Das gibt Selbstvertrauen.

Spätestens jetzt taucht die Frage auf, ob Erwachsene Rituale anbieten, Ideen Jugendlicher aufgreifen und sie zusammen mit ihnen ausgestalten können. Mehr oder weniger institutionalisierte Signale gegenseitiger Akzeptanz unter Erwachsenen und Jugendlichen könnten zu sichernden Ritualen werden, erste Beispiele spezieller Einrichtungen liegen vor, zum Beispiel:

- *Kontaktstellen,* mit der Idee dahinter, sich zusammenzusetzen, um sich mit anstehenden Themen auseinander zu setzen. Die unterschiedliche Sichtweise wird als Bereicherung gesehen, die Alternativlösungen überdenkenswert macht. „Hier ist ein Problem, da weiß ich eine Lösung; wie könnte deine Lösung aussehen?"

- *Brückenbauamt,* basierend auf der Vorstellung, dass Erwach-

sene über Gespräche, Erzählungen und Teilnahmemöglichkeiten Brücken bauen, über die schon Kinder und dann Jugendliche sich hinaus in die Welt wagen. „Erzähle mir von der Welt, damit ich mich in ihr zuhause fühle."

• *Träumebüro,* für Erwachsene die größte Hürde, da hier Träume nicht nur zugelassen werden, sondern gefragt sind, um die Realität besser in Angriff nehmen zu können. Aus Träumen und Wünschen erwachsen Zuversicht und Selbstvertrauen. Für manchen Jugendlichen ist schon das Erlebnis gemeinsamer Visionen ein erster Schritt aus der vermeintlichen Isolation. „Wenn viele ähnliche Träume haben, tun sich eher Wege zu ihrer Erfüllung auf."

• *Ideenbörse und Fähigkeitenhandel* gibt es schon mancherorts. Sie funktionieren nach dem Prinzip, sich gegenseitig auf die Sprünge zu helfen. Man kann Hilfe, die man braucht, viel leichter erfragen und annehmen, wenn man seinerseits auch etwas zu bieten hat. „Wo brauche ich Hilfe, wo kann ich helfen?" Oder „Das würde ich gerne mal ausprobieren, ich könnte dir dieses zeigen."

2. Vision:

Lebens- und Lernfelder arrangieren

Erwachsene schaffen den Rahmen, in dem das Kind sich leistungsfähig und ernstgenommen erlebt. Es geht um die Sozialisationsorte Familie und Schule.

Wie können Erwachsene ihren Erfahrungsvorsprung Kindern und Jugendlichen zugänglich machen, ohne sie zu gängeln und einzuschränken? Was können Erwachsene, was sich zu lernen lohnt?

• Erwachsene sollten aufgrund ihres Erfahrungsvorsprungs über genügend Ressourcen verfügen, die es ihnen erlauben, ein für das Kind günstiges Lebens- und Lernumfeld zu arrangieren, in denen Entwicklungsanreize entstehen können.

• Geeignete Entwicklungsanreize sind Einladungen an die Kinder, auszuwählen und sich weiterzuentwickeln.

• Bei diesem Verständnis von Erziehung geht es darum, Erfahrungen umzuorganisieren, damit die „Erfahrungmachenden" lebensbejahender und handlungsfähiger werden. Es geht nicht darum, eine Verhaltensänderung herbeizuführen nach dem Motto, das Kind muss sich ändern, sonst gar nichts. Die Aufgabe ist nicht, das Kind besser an seine Umgebung anzupassen, sondern die Umgebung so zu verändern, dass das Kind es leichter hat, in ihr seinen Weg zu finden und auf diesem mögliche Passungen zu erleben.

• Nach dieser Anregung begleiten die Erwachsenen nur noch, ermutigen zum Weitergehen, indem sie darauf achten, die Lebensbedingungen weiterhin attraktiv, herausfordernd, beeinflussbar und belohnend für das Kind zu organisieren.

• Jetzt kommt es darauf an, wie das Kind die neu arrangierten Lebensbedingungen erlebt und welche eigenen Gestaltungsmöglichkeiten es darin wahrnimmt.

Der Sozialpädagoge Klaus Wolf (2000) beschreibt diesen Schritt als Entwicklung weg von einer Erziehung durch Belohnung, Strafe und Reglementierung hin zu einer Erziehung, die entwicklungsfördernde Lebensbedingungen arrangiert und tragfähige wechselseitige Beziehungen anbietet.

3. Vision:

Zum Entscheiden erziehen, zum Handeln befähigen

Wer möchte, dass Kinder und Jugendliche ihren Weg gehen und ihren Platz in unserer Gesellschaft einnehmen, der muss sie auch ihren Weg finden lassen und ihnen einen Platz freimachen.

Hierzu ist vielerlei nötig: z. B.:

• selbstgemachte Erfahrungen, die ein Kind einzigartig und für andere attraktiv werden lassen,

• selbstgesteuerte Entdeckungen, die kompetent und stark machen,

• die Erfahrung, seine Bedürfnisse geregelt zu bekommen und sie möglichst bald selbst regeln zu können,

• sich als Teil seiner Umgebung wahrnehmen und diese mit zu gestalten, also Spuren zu hinterlassen (Haug-Schnabel & Schmid-Steinbrunner 2001).

Eben keine erwachsene, den Erfolg bereits eingebaute Patentlösung ist angesagt, sondern gemeinsam Überlegungen, Für und Wider bedenken, die Vorschläge verschiedener Altersgruppen gleichrangig einbeziehen, mehrere Möglichkeiten andenken, aber eben nicht fertig denken, so dass noch Spielraum für eigene Ideen bleibt, dass man nach eigener Regie handlungsfähig bleibt.

Das ist eine Zukunftsinvestition, denn unsere Kinder und Jugendlichen werden - wie alle Generationen vor ihnen, vermutlich sogar noch stärker - vor Problemen und Herausforderungen stehen, für die wir Erwachsenen auch noch keine Patentlösungen in der Tasche haben, weil es auch uns an den nötigen Erfahrungen fehlt. In derartigen Situationen noch reagieren zu können, bedeutet denk- und

handlungsfähig, relativ autonom und souverän zu sein.

Genau das muss man lernen, genauer gesagt, nicht abdressiert bekommen haben.

Die neu geforderte Qualifikation muss also genau in der Fähigkeit bestehen, sich allen auftauchenden Anforderungen angstfrei zu stellen, um ihre Bewältigung mit möglichst guten Startvoraussetzungen in Angriff nehmen zu können. Das heißt auf Unerwartetes reagieren zu können, mit spontanen Ereignissen zurechtzukommen und nicht gleich aufzugeben, sondern nach Alternativlösungen zu suchen, wenn bekannte Wege nicht zum Ziel führen.

An diesen drei Modellen gefällt mir besonders, dass es sich um von den verschiedensten Fachrichtungen gemeinsam erarbeitete Visionen handelt. Solche brauchen wir, um Erwachsene herauszufordern, das Erwachsenwerden auch wieder zu ihrer Sache machen zu lassen.

Zur Person:
Priv.Doz. Dr. Gabriele Haug-Schnabel (Kandern): Jahrgang 1952, Verhaltensbiologin und Privatdozentin an der Philosophischen Fakultät (Bereich Psychologie) der Universität Freiburg, Gesellschafterin der Forschungsgruppe „Verhaltensbiologie des Menschen" (FVM)

Literatur

- Du Bois, R. (2000) Jugendkrisen. München: Beck.
- Fend, H. (1991) Identitätsentwicklung in der Adoleszenz. Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne. Band 2. Bern, Stuttgart: Hans Huber.
- Fend, H. (1992 Nachdruck) Vom Kind zum Jugendlichen. Der Übergang und seine Risiken. Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne. Band 1. Bern, Stuttgart: Hans Huber.
- Fend, H. (1994) Die Entdeckung des Selbst und die Verarbeitung der Pubertät. Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne. Band 3. Bern, Stuttgart: Hans Huber.
- Haug-Schnabel, G. (1993) Verunsichernde Zeit der Reife. Psychologie Heute (August), 36-40.
- Haug-Schnabel, G., Schmid-Steinbrunner, B. (2001) Wie man Kinder stark macht. So können Sie Ihr Kind erfolgreich schützen - vor der Flucht in Angst, Gewalt und Sucht. Ratingen: Oberstebrink.
- Hill, R. F., Fortenberry, J. D. (1992) Adolescence as a Culture-Bound Syndrome. Social Science and Medicine 35 (1), 73-80.
- Klosinski, G. (1991) Pubertätsriten - Äquivalente und Defizite in unserer Gesellschaft. Bern, Stuttgart: Hans Huber.
- Leu; H. R. (1998) Zum Konzept der wechselseitigen Anerkennung. Beitrag der Fachtagung „Auf dem Weg zu einem Bildungsauftrag von Kindertageseinrichtungen". Potsdam.
- Schulte-Markwort, M. (1994) Gewalt ist geil - Mit aggressiven Kindern und Jugendlichen umgehen. Reinbek: Thieme.
- Wolf, K. (2000) Heimerziehung aus Kindersicht als Evaluationsstrategie. SPI im SOS-Kinderdorf, Autorenband 4, München: Eigenverlag.